

Schwan griff dem Toten in den Mund und versuchte, das Objekt zu entfernen. Da ihm das nicht gelingen wollte, stemmte er sich mit einem Bein gegen einen Baum. »Mann! Wie hat der das denn darein bekommen?«, schimpfte er vorwurfsvoll, als würde er von dem Toten eine Antwort erwarten. Mit einem Ruck löste er den Stiel, was eine Blutfontäne zur Folge hatte, die aus dem Mund strömte. Dem Stiel folgte eine Schale, die anders als bei herkömmlichen Löffeln nicht oval war, sondern kreisrund und vergleichsweise winzig. Zudem war sie mit dem Stiel nicht waagrecht verbunden, sondern ragte im Fünfundvierzig-Grad-Winkel schräg nach oben.

»Was'n das für'n Teil? Zum Suppelöffeln eignet der sich aber nicht!«, meinte Weller.

»Wie lange ist der Mann schon tot?«, erkundigte sich Berlotti.

»Kann ich noch nicht sagen«, murmelte Schwan, der den löffelähnlichen Gegenstand in einen Papierbeutel steckte.

»Eher zwei Stunden oder zwei Tage?«

»Weder noch.«

»Ist die Schändung die Todesursache«, unternahm Berlotti einen neuen Anlauf, »oder wurde die Verstümmelung nachträglich inszeniert?«

»Na, den Löffel scheint er jedenfalls nicht abgegeben zu haben«, schaltete sich Brehm von der Spurensicherung ein, und seine Mundwinkel zuckten über den eigenen Gag.

Beinahe beneidete Berlotti den Toten, dass der sich Brehms Witze nicht anhören musste. Katharina, der nicht entging, dass ihr Chef kurz davor war, Brehm einen weiteren Spruch reinzudrücken, zog ihn zur Seite.

»Was bisher geschah, Herr Hauptkommissar.«

Indem sie die jeweils letzte Silbe der Halbsätze betonte, um ihn auf den wirklich wahnsinnig schlechten Reim aufmerksam zu machen, hatte sie Berlotti auch schon ein Grinsen entlockt, das sie ebenfalls zum Lächeln brachte.

»Eine Anwohnerin war mit ihrem Hund unterwegs, als der plötzlich losgerannt ist und den Mann gefunden hat. Sie sagt, das hier ist ihre tägliche Gassistrecke, die sie morgens vor der Arbeit und abends nach Einbruch der Dunkelheit entlanggeht. Deshalb kann sie versichern, dass der Mann gestern Abend gegen halb zehn noch nicht dort gelegen hat.« Dann fiel Katharina noch etwas ein. »Könnte sein, dass Hundespeichel an der Leiche klebt. Die Flüssigkeit in Augäpfeln scheint sehr verlockend zu riechen und zu schmecken.«

»Ich werd's mir merken, für den Fall, dass der kleine Hunger wiederkommt«, entgegnete Berlotti trocken.

»Kollege Weller hat ihre Aussage schon aufgenommen. Anscheinend kennt sie den Mann nicht. Sie besteht darauf, dass er definitiv nicht von hier ist.«

»Wie kommt sie darauf?« Berlotti lehnte sich an das Gatter, hinter dem das Schaf graste. »Erstens war sein Gesicht entstellt, und zweitens wird sie wohl kaum sämtliche Einwohner von Neuenfelde kennen.«

»Offenbar doch.« Katharina stützte sich auf das Gatter, zog sich hoch und setzte sich obenauf. »Die Zeugin ist nicht nur im Kirchenvorstand und der hiesigen Jazztanzgruppe,

sondern arbeitet vor allem als Sprechstundenhilfe des einzigen Hausarztes am Ort. Da sollte man schon die meisten der fünftausend hier lebenden Menschen kennen.«

Berlotti sah sie an und schüttelte den Kopf. »Die meisten bestimmt, aber garantiert nicht alle. Es wird Männer geben, die weder in die Kirche gehen noch Jazz tanzen und ihre intimen Gesundheitsangelegenheiten lieber vor jemand anderem ausbreiten als ausgerechnet vor der Frau, die am Sonntag den Kelch mit dem Blut Christi reicht.«

»Hm, da ist was dran.« Katharina sah ihn nachdenklich an.

Einen Moment lang schwiegen sie gemeinsam und schauten auf das Treiben der Spurensucher, das an einen Ameisenhaufen erinnerte. Jeder hatte seine Aufgabe, der er pflichtbewusst nachging.

»Wäre jedenfalls deutlich einfacher, wenn er Ausweispapiere bei sich hätte«, fuhr Katharina fort. »Hat er aber nicht. Handy auch nicht. Und wie er hierhergekommen ist, wissen wir ebenfalls noch nicht. Entweder zu Fuß, aber dann wäre er eben doch hier aus der Gegend. Oder mit dem Auto, aber dafür müssen die Kollegen sämtliche Fahrzeughalter ermitteln, deren Wagen hier noch rumstehen. Autoschlüssel hat er allerdings auch nicht bei sich.«

»Öffentliche Verkehrsmittel?«, schlug Berlotti vor und stieß sich mit dem Rücken vom Gatter ab. Katharina sprang mit Schwung herab und landete lautlos neben ihm.

»Neuenfelde ist nur mit dem Bus an den Verkehrsverbund angeschlossen«, sagte sie und kritzelte sich eine Notiz in ihr Buch. »Um das abzuklären, wäre ein Todeszeitpunkt hilfreich.«

Wer war dieser Typ? Wie war er hierhergekommen? Und warum lungerte er geblendet, stigmatisiert und ziemlich tot an einem trüben Teich neben einem Friedhof herum? Berlotti sah nachdenklich von Katharina zu Weller, dann weiter zu dem Toten, zu Brehm und Schwan. Die Sonne focht einen Kampf mit einer einzelnen wuchtigen Wolke aus, und während es vereinzelt Strahlen gelang, zu ihnen durchzudringen, ließ Berlotti den Blick in die Ferne schweifen, wo er in den Bäumen hängen blieb, die die Ostseite des Friedhofs säumten. Mit einem Mal rasteten in seinem Hirn zwei lose Enden ineinander, verschmolzen zu einem Gedanken und befahlen seinen Beinen, sich in Bewegung zu setzen. In seinem Rücken meinte er die fragenden Blicke seiner Kollegen zu spüren. Froh, dank seiner braunen Lederboots mit Gummisohle festen Stand auf dem rutschigen Gras zu haben, marschierte er los, sein Ziel fest im Visier.

Keine fünf Minuten später stand er vor dem wuchtigen Eingangsportal von St. Pankratius. Die barocke Pfarrkirche aus Backstein machte, anders als manche ihrer Geschwister, einen freundlichen, einladenden Eindruck. Er sah kurz hinauf zum sicher vierzig Meter hohen Glockenturm, ehe er an der Tür rüttelte, die sich wider Erwarten öffnen ließ.

Im Vorraum empfing ihn ein achteckiger Taufstein, dem man den Dienst an der Gemeinschaft über Jahrhunderte hinweg ansah. Auch der Kirchenraum war verwaist.

Sein »Hallo« verhallte unbeantwortet. Er wollte sich schon wieder zum Gehen wenden, als ihm das große Deckengemälde auffiel, das die gesamte Holzkonstruktion über dem Altarraum ausfüllte. Jesus war dort als Weltenrichter im Jüngsten Gericht zu sehen, flankiert von Engeln, Propheten, Aposteln und Märtyrern. Für einen Moment verschlug es Berlotti den Atem. Er drehte sich einmal um sich selbst, um die ganze Pracht dieser Malerei auf sich wirken zu lassen. Dabei blieb sein Blick an der Kirchenorgel auf der Empore hängen, deren Spitzen mit der Holzdecke zusammengewachsen schienen.

Es dämmerte ihm, dass es sich um die Orgel des berühmten Orgelbaumeisters Arp Schnitger handeln musste, von der er vor einigen Jahren gehört oder gelesen hatte. Sofern er sich richtig erinnerte, lag der Mann mit seiner Familie sogar hier in der Kirche begraben, so prominent war er seinerzeit gewesen.

Er verließ die Kirche wieder und ging unter alten Lindenbäumen hindurch, an einigen Grabmalen vorbei, die mitunter von lebensgroßen Engeln bewacht wurden, durch einen schmalen Vorgarten zum Pfarrhaus.

Die Frau, die ihm nach mehrfachem Klingeln die Tür zu dem kleinen rot geklinkerten Haus mit Spitzdach öffnete, schien wie aus dieser Welt gefallen. Sie stand in der Tür und war doch abwesend. Ihr Gesicht aschfahl, ihr Blick leer, obwohl sie ihn ansah. Die schwarze Kleidung ließ ihre Haut noch grauer wirken. Auf dem Arm hielt sie eine hellgraue Siamkatze, die mindestens doppelt so schwer schien, wie ihr gutgetan hätte. Zu allem Überfluss trug der Vierbeiner ein gehäkeltes Outfit, dessen grobe Maschen vom Hinterteil bis über den Kopf reichten und in einem flauschigen Bommel auf dem Kopf gipfelten. Mit Mühe verkniff sich Berlotti ein Grinsen.

»Ja?« Die Stimme der Frau klang so brüchig wie die einer abgesungenen Mezzosopranistin.

Er nannte Namen und Dienstgrad. Berlotti war Erstaunen gewohnt, wenn er bei Menschen vor der Tür stand, auch Erschrecken, Unbehagen oder Misstrauen schlugen ihm häufig entgegen. Doch bei der Frau, die vor ihm stand, rief sein Erscheinen keinerlei Reaktion hervor. Und auch der wahr gewordene Traum eines jeden Katzenvideoliebhabers blickte ihn unbewegt aus seinen stahlblauen Augen an.

»Ich bräuchte einmal Ihre Hilfe«, unternahm er deshalb den Versuch, zu ihr durchzudringen. Als sie immer noch nicht reagierte und mehr durch ihn hindurch- als ihn ansah, fügte er hinzu: »Ist alles in Ordnung mit Ihnen?«

»Mein Mann ...«, sie verließ den Ort, an dem sie sich gedanklich eingerichtet zu haben schien, und nahm ihn zum ersten Mal wirklich wahr, »... lebt nicht mehr. Ich ...«

Dann weinte sie.

Berlotti stutzte. Woher wusste sie vom Fund des Mannes auf der anderen Seite des Friedhofs? Hatte er die Identität seiner Leiche etwa schon herausgefunden? Berlotti legte eine Hand auf ihren Oberarm und drückte sanft zu. Ein heiserer Schluchzer entfuhr ihr.

»Es tut mir leid«, sagte er sanft. »Aber woher wissen Sie ...? Ich meine, wann ist Ihr Mann denn gestorben?«

Wieder schluchzte die Frau, diesmal noch lauter. Wieder vergingen einige Augenblicke, in denen nichts geschah. Dann schloss sie wortlos die Tür. Auch wenn Berlotti sich zeitnah Antworten auf seine Fragen wünschte, wunderte er sich kaum über das Verhalten der Pastorin, hatte er doch häufig genug erlebt, wozu Trauer die Menschen trieb. Gerade als er noch einmal an die weiße Haustür mit den vier Milchglasfenstern klopfen wollte, öffnete sie sich wieder, und diesmal stand Schneewittchen vor ihm.

»Guten Tag«, sagte eine Frau in den Dreißigern mit einem armdicken geflochtenen Haarzopf, der seiner Trägerin bis über das Gesäß reichte. »Ich bin Olga, die Küsterin hier.« Sie strich sich eine Strähne ihres pechschwarzen Haares hinter das Ohr, das ebenso schneeweiß war wie der Rest ihrer Haut, und sah ihn erwartungsvoll an.

Kurz darauf traten sie nebeneinander ins Halbdunkel der Kirche. Trotz der großen Fenster drang nur wenig Tageslicht zu ihnen.

»Arme Kerstin«, sagte Olga, während sie an barocken Kirchenbänken und farbenfrohen Wappen an den Wänden entlang, die mutmaßlich an wohlwollende Spender erinnern sollten, auf den Altarraum zuzogen. »Sie hing sehr an Rudi.«

War das nicht selbstverständlich, dass Eheleute aneinander hingen? War man nicht deshalb verheiratet? Offenbar hatte Olga andere Erfahrungen gemacht, sonst hätte sie sich nicht zu dieser Bemerkung bemüht gefühlt. Oder wollte sie damit andeuten, dass die Zuneigung der Pfarrerin zu ihrem Gatten, mit dem sie sich die Pastorenstelle teilte, über ein normales Maß hinausging?

»Wie ist Herr ... ähm ... Rudi denn gestorben?«

»Autounfall mit Fahrerflucht vor zweieinhalb Wochen. Ist auf der Bundesstraße von der Fahrbahn abgekommen und mit hundert Kilometern pro Stunde vor einen Baum gefahren. Rudolf ist noch am Unfallort verblutet. Wegen der fremden Lackspuren auf der Fahrerseite nehmen Ihre Polizeikollegen an, dass er abgedrängt worden ist.«

Sie sagte das weder vorwurfsvoll noch traurig, sondern mitfühlend, als wäre er, Berlotti, es, den sie trösten musste angesichts der schlechten Nachricht.

Nachdenklich stand Berlotti neben dem barocken Taufstein, der von drei Putten getragen wurde. Sein Blick glitt nach oben, auf die meterhohe Bekrönung, die von der Decke herabhing und mit musizierenden Engeln üppig verziert war. Ein tödlicher Unfall mit Fahrerflucht? Und keine drei Wochen später lag ein Mann wenige hundert Meter vom Wohnort des Unfallopfers tot im Gebüsch?

»Was ist denn eigentlich passiert? Ich habe die Polizeisirene gehört. Sind Sie deshalb hier?«, erkundigte Olga sich, während sie am Altar herumhantierte.

»Ich darf Ihnen zum jetzigen Zeitpunkt leider noch nichts sagen.«

Aus einer verborgenen Tür im Altar, dessen Kreuzigungsszene so farbenfroh und lebendig wirkte, dass Berlotti beinahe erwartete, Jesus würde jeden Moment vom Kreuz zu ihnen herabsteigen, holte Olga den Kelch und eine Schale für die Hostien hervor und drückte sie ihm in die Hände. Enttäuscht musterte er die silbernen liturgischen

Gerätschaften, die derart modern aussahen, dass sie so gar nichts mit den Gegenständen zu tun hatten, die in der Leiche steckten.

»Gehört zu den Sachen auch Besteck?« Obwohl er wenig Hoffnung hatte, wollte er seine Arbeit vernünftig machen und alle Möglichkeiten ausschließen.

»Besteck?« Sie sah ihn verständnislos an, als hätte er sie gerade nach ihrer Konfektionsgröße gefragt. »Wozu soll das gut sein? Sie müssen den Leib Christi nicht zersägen und sein Blut nicht aus dem Kelch löffeln.«

Eine Sackgasse. Aber was hatte er auch erwartet? Er wollte schon abdrehen, da platzte es aus ihr heraus.

»Löffel! Doch, natürlich!« Sie klatschte in die Hände. »Zumindest theoretisch ...«

»Theoretisch?«, fragte Berlotti leicht verwirrt.

Ohne eine Antwort zu geben, stürmte Olga eine knarrende Holztreppe hinter dem Altarbild hinauf. Oben angelangt, entfernte sie das Vorhängeschloss zu einer schulterhohen Holztür. Aus der unbeleuchteten Abstellkammer murmelte, klapperte, klirrte und rumpelte es. Einem unterdrückten Kieksen entnahm Berlotti, dass sie entweder fündig geworden war oder in eine Mausefalle gefasst hatte. Kurz darauf präsentierte sie ihm einen acht Zentimeter langen Löffel, als hätte sie soeben den Heiligen Gral entdeckt. Berlotti nahm ihn ihr aus der Hand und betrachtete den gedrehten Stiel und die kleine runde Schale. Allerdings war er ebenfalls aus Silber und hatte nur ein vergoldetes Kreuz in der Mitte des Tellers.

»Ich konnte mich erst nicht daran erinnern, weil die Pastorin das Teil nie benutzt. Aber dann ist mir eingefallen, dass wir darüber in meiner Ausbildung zur Küsterin gesprochen haben.«

»Was macht man denn damit?«

»Früher war der Kelchlöffel im Gottesdienst gebräuchlich. Heute wird er zwar oft noch zum Kelch mitverkauft, weil er nach wie vor zur heiligen Messe gehört, allerdings nur noch theoretisch. Bei der Bereitung des Abendmahls fügt der Diakon dem Wein etwas Wasser bei und spricht leise die Worte: ›Wie das Wasser sich mit dem Wein verbindet zum heiligen Zeichen ...‹«

»... so lasse uns dieser Kelch teilhaben an der Gottheit Christi, der unsere Menschennatur angenommen hat«, fügte Berlotti gedankenverloren hinzu. Warum fielen einem bloß Formulierungen ein, die man dreißig Jahre lang nicht mehr gehört hatte? Man konnte zwar die Kirche hinter sich lassen, dennoch blieb sie stets ein Teil von einem.

Olga sah ihn erstaunt an und nickte bestätigend. »Früher wurden Wein und Wasser mit dem Kelchlöffel vermischt, heute kippt man es einfach von einem Gefäß ins andere. Und auch Verunreinigungen, die der Diakon früher mit dem Löffel aus dem Kelch fischte, gibt es heute nicht mehr.«

Berlotti wollte ihr die Hand geben, allerdings waren ihre Hände noch mit Messbesteck belegt, weshalb er ihr eine Hand sanft auf die Schulter legte. »Vielen Dank, Olga. Sie waren mir eine große Hilfe.«

»Das freut mich. Aber ich verstehe immer noch nicht ...«